

# Denn sie wissen, was sie tun

Autor(en): **Classen, René**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Film : die Schweizer Kinozeitschrift**

Band (Jahr): **52 (2000)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-932754>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Denn sie wissen, was sie tun

**Dass die Teenfilme in den Feuilletons höchst abschätzig behandelt werden, hält junge Leute noch lange nicht vom Kinobesuch ab. Sie haben gute Gründe, das Genre ernst zu nehmen.**

## René Classen

45 Jahre nach seiner Uraufführung genießt «Rebel Without a Cause» immer noch den Nimbus des definitiven Films über das Drama des Erwachsenwerdens: Im kollektiven Gedächtnis der Medien-Öffentlichkeit ist seinem Hauptdarsteller James Dean der Ehrenplatz als ewiger Teenager sicher. Das hübsche Gesicht mit widerspenstigem Blick, die lässigen Posen und der frühe Tod im Porsche haben ihn zur Ikone der Popkultur gemacht. Doch heute nimmt man ihn nur noch als Emblem wahr, das nicht nur vertraute Gefühle, sondern auch eine längst vergangene Epoche repräsentiert, und das gleiche gilt für den Film, der ihn zum Star machte. Wer ihn heute wieder sieht, erlebt eine lebensferne Fiktion. Schon zu seiner Entstehungszeit war «Rebel Without a Cause» freilich kein Produkt der Jugendkultur, sondern eine aufwändige Hollywood-Produktion, vom erfahrenen Regisseur Nicholas Ray inszeniert.

## Von Rap bis Kuschelpop

Die aktuellen amerikanischen Teenkomödien hingegen werden von und mit jungen Leuten gemacht, denen jene Welt vertraut ist, die sie in ihren Filmen nachzeichnen. Dezent überhöhte Alltäglichkeit und genau beobachtete Details haben die grossen, melodramatischen Gesten von James Dean ersetzt. Keiner der heranwachsenden Protagonisten in «Ten Things I Hate About You», «Never Been Kissed», «Drive Me Crazy», «She's All That» (alle 1999), «Road Trip» oder «Boys and Girls» (beide 2000) würde je auf die Idee kommen, nachts mit einem Auto auf einen Abhang zuzurasen. Auch die Messerstecherei, die sich Dean in «Rebel Without a Cause» mit einer verfeindeten Gang liefert, wäre undenkbar. Rachegeleüste befriedigt man in einem Film wie «American Pie» (1999) in der Regel nicht mit der Faust, sondern mit einer Überdosis Abführmittel ...

Selbst mit den Filmen über die viel diskutierte *Generation X*, die in den frühen Neunzigerjahren entstanden sind, haben

die aktuellen Produktionen wenig gemein. Als der Romantitel von Douglas Coupland zur omnipräsenten Floskel mutierte, war dies der vielleicht letzte Versuch, eine Generation auf ein bestimmtes Modell festzulegen, nämlich auf das der *slacker* mit ihren abgeschnittenen Jeans, verwaschenen T-Shirts, langen Haaren und obligatorischen Ziegenbärtchen. Doch die real existierende Jugendkultur, das zeigt allein schon die Musik, folgt nicht länger einem einheitlichen Trend. Während auf den Soundtracks zu Filmen wie «Singles» (1992) und «Reality Bites» (1993) noch Grunge den Ton angab, hörten die Jugendlichen ausserhalb der Kinosäle nicht nur den Garagen-Rock aus Seattle, sondern auch Hip-Hop, Techno, Metal, House und Synthie-Pop. Zudem lösten sich die Grenzen zwischen den einzelnen Genres und ihren jeweiligen Fan-Kulturen auf, sodass die Speedmetal-Band Anthrax plötzlich mit den Rappern von Public Enemy auf Tour gehen konnte oder Rockfans bei Konzerten des Hip-Hop-Stars Cypress Hill auftauchten. Die Tonspur aktueller Filme bietet einen allumfassenden Eklektizismus. Auf dem Soundtrack zu «Never Been Kissed» sind The Cardigans und The Smiths zu hören, Fat Boy Slim glänzt bei «She's All That» mit *big beats*, und in «Drive Me Crazy» ertönt sogar der Kuschelpop von Britney Spears.

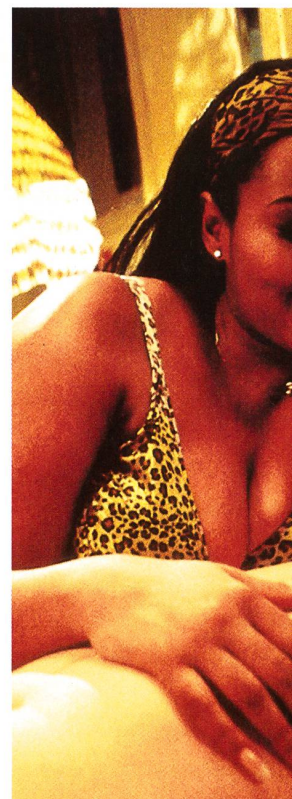
Die durchlässig gewordenen Genre-grenzen und die Auflösung einst monolithischer Fankulturen in der Musik sind symptomatisch für umfassende Entwicklungen der Gegenwart, die sich in den aktuellen Teenkomödien widerspiegeln. So prägt die Erkenntnis, dass es nicht länger eine allgemein gültige Wahrheit, sondern eine Vielzahl gleichberechtigter Wahrheits-Modelle gibt, das Handeln der schulpflichtigen Filmhelden. An dogmatischen Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden Gangs wie etwa im Siebzigerjahre-Musical «Grease» (1978) würden sie sich nicht beteiligen. Denn die Schülerschaft

an den Highschools, die den Teenfilmen als zentraler Schauplatz dienen, zerfällt in einen losen Verbund von Individuen, die sich soziologisch fest umrissenen Gruppen kaum noch zuordnen lassen. Versucht man es dennoch, bedarf es solch absurder Konstrukte wie in John Schulz' «Drive Me Crazy», wo sich die unterschiedlichen Lager höchstens auf aberwitzig abstrakte Bezeichnungen wie «socially non-retarded» und «socially disaffected» einigen können, mit denen sie sich jedoch gleichzeitig über soziologische Unterscheidungsmodelle lustig machen.

## Sex und Liebe

Der Reiz des anderen Geschlechts ist in beinahe allen aktuellen Teenkomödien ein zentrales Thema. Dennoch haben sich die Regisseure und Drehbuchautoren nicht darauf beschränkt, lediglich die Standards der romantischen Komödie auf den Highschool-Campus zu projizieren. Sie versuchen vielmehr, innerhalb des adoleszenten Kontextes individuelle Zugänge zu den ewigen Themen Sex und Liebe zu finden, was sie jedoch nicht hindert, mitunter auf grosse Vorbilder zurückzugreifen: «Ten Things I Hate About You» basiert auf Shakespeares «The Taming of Shrew» und George Bernard Shaws «Pygmalion» lieferte die Vorlage zu «She's All That». Die vertrauten Handlungsfragmente bilden jedoch nur die Basis für die Mechanik der Filme. Denn um das Interesse des Publikums zu wecken, verlassen sich die Inszenierun-

**Sexperimentierfreudig: Die jungen Leute in «Road Trip», «American Pie» und «Ten Things I Hate About You».**





gen weniger auf den Wiedererkennungswert narrativer Konventionen als auf die ebenso facettenreiche wie sympathische Darstellung der Charaktere. Was in den Filmen geschieht, ist im Grunde wenig aufregend. Man kennt es aus anderen Werken oder hat es selbst erlebt – von der Apfelkuchen-Penetration in «American Pie» einmal abgesehen. Nur die Einzigartigkeit und Liebenswürdigkeit der Figuren kann daher den Betrachter an die Fiktion binden. Sie müssen als konkrete Individuen überzeugen, wenn sie Aufmerksamkeit und Anteilnahme hervorrufen wollen.

Der grosse kommerzielle Erfolg der Teenkomödien deutet an, dass die Einladung zur Identifikation auf breiter Basis angenommen wurde. «Ten Things I Hate About You» spielte allein in den USA 39 Millionen Dollar ein, «Never Been Kissed» 56 Millionen, «She's All That» 64 Millionen und «American Pie» sogar 102 Millionen Dollar. Diese Erträge erscheinen umso imposanter, als ihnen nur äusserst geringe Produktionskosten gegenüberstehen. Mit Budgets zwischen acht («Drive Me Crazy») und 16 Millionen Dollar («Ten Things I Hate About You») werden Teenfilme ohne grosses finanzielles Risiko realisiert, weshalb die jeweiligen Dreharbeiten von den Studio-Verantwortlichen nicht annähernd so argwöhnisch kontrolliert werden wie etwa bei teuren Prestigeprojekten. Statt-

dessen gibt man jungen Regisseuren und Schauspielern die Chance, ihr Talent unter Beweis zu stellen – was den Filmen zugute kommt. Gerade die Darsteller scheinen darauf bedacht, keine müden Routinevorstellungen abzuliefern, sondern ihr ganzes Potenzial einzubringen.

### Glaubhafte Charaktere

Trotz des jugendlichen Elans fehlt den aktuellen Teenkomödien jeder Hang zu avantgardistischer Experimentierfreude. Im Grunde handelt es sich formal wie inhaltlich um Werke, die sich an den Konventionen des Mainstreams orientieren und traditionelle Werte wie Freundschaft und Liebe feiern. Sie versuchen nicht einmal, eine Anklage gegen die Elterngeneration zu formulieren. Ganz im Gegenteil: In «American Pie» sind Jims Vater, der den sexuellen Experimenten seines Sohnes recht tolerant begegnet, die Sympathien des Publikums sicher, und in «Drive Me Crazy» bildet die Romanze zwischen den allein stehenden Eltern des jugendlichen Liebespaares eine schöne Parallelhandlung. Hinsichtlich der liebevollen Figurenzeichnung unterscheiden sich die Teenkomödien auch von ihren «bösen» Verwandten, den Teenhorrorfilmen: In «Scream» & Co. sind die Figuren tendenziell eher dumm, eitel und hinterhältig. Ausserdem leitet sich ihre Existenzberechtigung ausschliesslich aus dem Plot ab.

In den romantischen Komödien hingegen sind es die Figuren, die den Geschichten Leben verleihen.

Dass die Teenkomödien den Mikrokosmos zwischen Vorstadt-Reihenhaus, Diner und Highschool tendenziell als heile Welt voller netter Menschen darstellen, kann man, mit etwas bösem Willen, als geschöntes Bild der US-Realität auslegen. Jedenfalls zeigen sie weder die Schwächen des amerikanischen Schulsystems noch erklären sie, wie es zu einem Massaker wie in Littleton kommen konnte. Sie sind vielmehr eine idealisierte Suburbia-Variante und ignorieren bewusst Realitäten wie Schusswaffenbesitz oder Drogenkonsum, um als kinotaugliches Fluchtmittel besser zu funktionieren.

Das wird ihnen keinen Eintrag in die Annalen der Filmgeschichte sichern, weshalb in 45 Jahren der Stern von James Dean vermutlich immer noch heller leuchten wird als der von Jason Biggs («American Pie») oder Julia Stiles («Ten Things I Hate About You», «Down to You»). Doch im Hier und Jetzt finden diese Filme ihre Berechtigung, weil sie das Publikum in den Multiplexen ernst nehmen und es nicht mit der herablassenden Verachtung behandeln, die ihnen selbst von den Hollywood-Studios und den Feuilletons meist entgegengebracht wird. Allein dafür verdienen sie Respekt und Aufmerksamkeit. ■

## Rachegelüste befriedigt man in einem Film wie «American Pie» in der Regel nicht mit der Faust, sondern mit einer Überdosis Abführmittel

